

KATHERINE
McMAHON

Die Tochter
des Alchemisten



Weltbild

Die intelligente, aber weltfremde Emilie wächst bei ihrem Vater auf, der sie in der Kunst der Alchemie unterweist. In Liebesdingen ist sie dagegen völlig unerfahren. Kein Wunder, dass sie dem Charme des attraktiven Hochstaplers Aislabie erliegt, als er in ihr Leben stürmt. Die Warnungen des Vaters schlägt sie in den Wind und heiratet ihn. Erst als ihr Mann alles zu zerstören droht, was ihr lieb und teuer ist, besinnt sie sich auf ihre Künste der Alchemie...

Katharine McMahon

Die Tochter des Alchemisten

Roman

Aus dem Englischen von Ulrike Wasel und Klaus
Timmermann

Weltbild

Die Autorin

Katharine McMahon, geboren in London, hat Literatur und Theaterwissenschaften in Bristol studiert. Sie hat Englisch unterrichtet, Theaterstücke geschrieben und selbst Theater gespielt. Sie lebt mit ihrer Familie in Hertfordshire.

Die englische Originalausgabe erschien unter dem Titel The Alchemist's Daughter.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe © 2021 by Weltbild GmbH & Co. KG, Werner-von-Siemens-
Straße 1, 86159 Augsburg

Copyright der Originalausgabe © 2005 by Katharine McMahon

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2005 by Verlagsgruppe Droemer Knauer GmbH
& Co. KG, München

Übersetzung: Ulrike Wasel und Klaus Timmermann

Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: istockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-96377-785-1

KAPITEL EINS

Die Tochter des Alchemisten

1

Es ist wahr, ohne Lüge und gewiss.
(1. Grundsatz der Smaragdtafeln)

In einer meiner frühesten Erinnerungen gehe ich neben meinem Vater her zum Brennschuppen. Er trägt einen langen schwarzen Umhang, der das Laub mitschleift, und sein Stock knirscht leise, wenn er ihn in die Erde stößt. Meine Schürze ist so dick, dass die Knie dagegenschlagen, und die Herbstluft in meinem Gesicht ist rauchig. Unversehens trete ich auf den Saum seines Umhangs. Meine Nase stößt gegen alte Wolle. Er bleibt jäh stehen. Das Herz schlägt mir bis zum Hals, aber ich finde das Gleichgewicht wieder, und wir gehen weiter.

Als wir den Schuppen erreichen, sauge ich einmal tief die frische Luft ein, ehe ich verschluckt werde. Gill ist drinnen und schaufelt Kohle in die halbrunde Ofenöffnung, in der es rotorange tost.

Ein Finger meines Vaters taucht aus seinem Ärmel auf und zeigt auf einen metallenen Schutzschirm, den Gill für mich gemacht hat. Dahinter steht ein kleiner Hocker, und genau in der richtigen Höhe sind zwei mit Maschendraht versehene Gucklöcher in das Metall geschnitten. Ich darf den Hocker nicht verlassen, falls irgendetwas herausspritzt oder explodiert. Wir kochen bottichweise Urin ein, um daraus einen dicken Sirup zu machen, aus dem dann Phosphor werden soll. Nach einer Weile ist der Schwefel- und Ammoniakgestank so stark, dass ich fast vom Hocker kippe. Ich kann nicht richtig atmen, und meine Kehle brennt, aber ich halte durch und lasse mich nicht hängen. Gill bewegt sich wie ein schwarzer Schatten hin und her – eine Drehung seines Oberkörpers, ein ruckartiges Vorschnellen der Schaufel, ein Bücken aus

meinem Gesichtsfeld heraus, ein erneutes Umwenden, der Lärm von fallender Kohle, und sogleich tosen die Flammen heftiger, bis ich fürchte, der Brennofen bricht auseinander, und der Schuppen, Selden, der Wald, die Welt, alles fliegt in die Luft.

Aber da mein Vater unbesorgt ist, fühle auch ich mich sicher. Er steht an seinem hohen Pult an der Tür und hat die linke Hand an die Stirn gelegt, während er schreibt. Das Einzige, was ich von seinem Gesicht unter der Perücke sehen kann, ist seine spitze Nase. Diese schwarz-orangefarbene Welt ist voll gestopft mit unzähligen Dingen, die er weiß und ich nicht. Ich möchte so sein wie er. Und das werde ich auch bald sein, wenn ich nur gut aufpasse und schnell genug lerne.

An meine Mutter habe ich keine Erinnerung, weil sie meine ganze Kindheit hindurch ein Skelett unter der Erde war. Als ich geboren wurde, starb sie, und auch wenn ich die Symmetrie daran zu schätzen weiß, zufrieden bin ich nicht. Es ist schwierig, mehr über sie in Erfahrung zu bringen, weil ich meinen Vater nicht fragen darf, und Mrs. Gill, die sich um mich kümmert, eine wortkarge Frau ist. Als ich jedoch an meinem sechsten Geburtstag, dem 30. Mai 1712, Mrs. Gill mal wieder danach ausfragte, wie meine Mutter war, seufzte sie plötzlich tief, setzte den großen Topf ab, den sie trug – in dieser Woche wurden Holunderblüten eingekocht –, nahm meine Hand und ging mit mir durchs Haus, vorbei am Queen-Zimmer, durch eine Reihe kleiner Türen und eine schmale Treppe hinauf, bis wir zu einem niedrigen Zimmer mit hohem Gitterfenster und schiefem Boden kamen. Sie sagte: »Hier bist du geboren worden.«

Das Mobiliar bestand lediglich aus einer offenbar ungehobelten Truhe und einem mit Leinen verhüllten hohen Bett, das ich staunend betrachtete. Das Bett war mit Sicherheit zu klein und zu sauber für ein so chaotisches Ereignis wie eine Geburt. »Wieso?«, fragte ich.

»Weil jeder irgendwo geboren werden muss.«

»Warum in diesem Zimmer und nicht in einem größeren?«

»Weil es ruhig und bestens geeignet ist.« Mrs. Gill neigte sich auf ihre typische Art über die Truhe, mit geradem Oberkörper, ohne Rücken oder Knie zu krümmen. Ich trat näher, als sie den Deckel öffnete, und ich sah, dass die Truhe mit weißem Papier ausgeschlagen, aber ansonsten fast leer war. Es roch wie nichts anderes auf der Welt, eine staubige Süße von verstaubten gefalteten Sachen. Und zum Vorschein kam ein cremefarbenes Wickeltuch, zart wie ein Spinnwebgewebe, eine winzige Haube, ein Nachthemdchen mit Biesenbesatz und ein aufgerolltes rosa Band mit einer Nadel an einem Ende, damit es sich nicht löste. »Das waren deine Sachen, die hab ich für dich gemacht«, sagte sie und tätschelte die Kleidungsstücke. »Und das hier hat deiner Mutter gehört.« Sie gab mir das Band, und ich strich darüber und schnupperte daran. »Du kannst es haben, wenn du willst. Und jetzt

nichts wie nach unten, die Holunderblüten sind sicher schon fast verkocht.«

Später erzählte sie mir die Geschichte von der Heirat meiner Eltern. Meine Mutter, Emilie De Lery, stammte aus einer Hugenottenfamilie. Es waren Seidenweber, die 1685 aus Frankreich vertrieben worden waren und sich im Londoner Stadtteil Spitalfields niedergelassen hatten. Auf dem Seidenmarkt herrschte ein gnadenloser Wettbewerb, doch mein Großvater De Lery kam zu dem Schluss, dass das modische London mehr Farben brauchte, daher ging er zur Royal Society, über die er jemanden zu finden hoffte, der sich mit dem Färben von Stoffen auskannte.

Als Grand-père De Lery an die Tür der Royal Society klopfte, hielt mein Vater, Sir John Selden, gerade einen Vortrag über das grüne Mineral Malachit. Grand-père De Lery lauschte hingerissen, sprach anschließend meinen Vater an und lud ihn zum gemeinsamen Abendessen bei sich zu Hause in Spitalfields ein. Dort lernte John Selden dessen zwanzigjährige Tochter Emilie kennen, die mit ihren dunklen Augen und ihrem schüchternen Lächeln sein neunundvierzig Jahre altes Junggesellenherz eroberte. Sechs Monate später hatte ein neuer Farbton, De-Lery-Grün, den Seidenmarkt erobert. Ein Jahr darauf hatte mein Vater seine Dozentenstelle am Trinity College in Cambridge gekündigt und war mit Emilie in sein Haus Selden Manor, in der Grafschaft Buckinghamshire gezogen.

Das schöne Glück währte natürlich nicht lange. Meine Mutter starb neun Monate später an einem Maimorgen voller Blütenpracht und Vogelgesang. Sie, Emilie die Ältere, wurde unter einem Stein auf dem Friedhof der Kirche St. Mary and St. Edelburga beigesetzt, während ich, Emilie die Jüngere, in das spinnwebzarte Wickeltuch gehüllt und der Obhut unserer Haushälterin Mrs. Gill übergeben wurde.

Mein Vater ging nicht wieder nach Cambridge zurück, sondern widmete sich seiner Forschung und meiner Erziehung. Mrs. Gill sagte, er habe aus Trauer um meine Mutter all ihre Sachen verbrannt. Das rosa Band hatte Mrs. Gill gerettet, weil sie fand, dass ich irgendein Andenken haben sollte.

Bis zu meinem neunzehnten Lebensjahr verließ ich niemals unsere Ländereien, die aus einigen Hektar Wald, vereinzelt abgewirtschafteten Höfen und den beiden Dörfern Selden Wick und Lower Selden bestanden.

Die Seldens waren mindestens seit dem elften Jahrhundert in Buckinghamshire ansässig, denn zu der Zeit wurde der erste Sir John Selden im nördlichen Querschiff der neuen Kirche St. Mary and St. Edelburga bestattet. Selden Manor war ein lang gestrecktes, niedriges Haus – ein Mischmasch aus Naturstein, Backstein und Fachwerk mit Flügeln, Dächern und Kaminen, die hier und da hinzugefügt worden waren, wenn eine neue Generation es sich mal wieder leisten konnte, dem Gebäude ihren Stempel aufzudrücken.

Als kleines Kind kam ich in Berührung mit den abgestoßenen Stuhlbeinen, die über die Jahrhunderte hinweg ruhelose Selden-Hinterteile getragen hatten, und den Türpaneelen, die von den Sporen vorbeischiebender Reitstiefel Narben davongetragen hatten. Meine Finger umklammerten die dicken Treppengeländer und zeichneten die Rillen des Familienmottos nach, das rundherum in die Pfosten eingeschnitzt war: Vide Mira Domini, meine erste Begegnung mit Latein, Siehe die Wunderwerke des Herrn.

Mit fünf war ich auf Augenhöhe mit den verbeulten Beinharnischen einer Rüstung, die ein gewisser John Selden in der Schlacht von Bosworth getragen hatte – die Seldens waren keine Politiker, sagte mein Vater, in einem Krieg schlugen sie sich immer auf die Verliererseite. Das Quietschen der Gelenke, wenn ich die rostigen Panzerhandschuhe schüttelte, fand ich urkomisch, und ich lutschte an den Fingern, um das Metall zu schmecken.

Die übrigen Mitglieder meiner Selden-Ahnenreihe, alle in einem Porträt erstarrt, hatten nur zwei Dimensionen. Die Selden-Frauen hingen in den Nischen der Korridore in den oberen Etagen. Sie hatten ovale Gesichter mit Halbkreisen statt Augenbrauen.

»Wo ist meine Mutter?«, fragte ich Mrs. Gill.

»Es war keine Zeit, sie malen zu lassen.«

»Wie lange dauert es, um ein Porträt zu malen?«

»Zu lange.«

»Länger als neun Monate?«

»Sehr wahrscheinlich.«

»Wenn es ein Porträt gäbe, wie würde sie darauf aussehen?«

»Wie du natürlich.«

Spiegel waren in Selden Mangelware. Mein Vater hatte mir ein Stück polierten Obsidian geschenkt, und wenn ich bei gutem Licht darauf schaute, konnte ich den Schatten meines Gesichts sehen. Außerdem befand sich in einem unbenutzten Schlafgemach ein alter Spiegel, vor dem ich auf einen Stuhl kletterte, um verzerrte kleine Gesichtszüge zu sehen: eine dünne Nase, schräge schwarze Augen unter dichten Brauen und Haare, die nicht glatt anlagen. Ich übertrug diese Merkmale auf eines der Porträts oben im Haus und verlieh meiner Mutter einen langen Hals, einen weißen Busen und Juwelen an den Ohren wie den anderen Selden-Ladys. Ich kleidete sie natürlich in Seide. Eine Bauersfrau in der Kirche trug manchmal schwarze Seide, und die raschelte wie Wind in den Blättern, aber meine Mutter trug kein Schwarz, oh nein, sie trug Grün, hübsches, schillerndes Grün, De-Lery-Grün, passend zu den Smaragden an ihrem Hals.

Die Selden-Männer waren im großen Saal aufgereiht. Ich mochte die schön herausgearbeiteten plissierten Halskrausen, und noch mehr gefiel mir die Tatsache, dass sie ein Teil von mir waren. Ihre Augen waren elliptisch und voller Geheimnis und Gelehrsamkeit. Mrs. Gill brachte mir bei, in jedem Bild nach einem Symbol zu suchen. Ein Selden hatte einen Globus, ein anderer einen Kompass, ein dritter eine exotische Pflanze, und das waren Hinweise darauf, dass die Seldens von einem großen Wissensdrang getrieben wurden. Einige waren Forschungsreisende gewesen, andere Astronomen, Astrologen, Gelehrte oder Pflanzensammler. Aber allen Seldens war eines gemein, das nicht in ihren Bildnissen zum Vorschein kam. Sie waren souffleurs, wie meine französische Mutter gesagt hätte, Amateure der Alchemie.

Mein Vater war kein Amateur, sondern ein echter Alchemist, obwohl er am Trinity College eine orthodoxe Ausbildung genossen hatte und alle Bereiche der Naturwissenschaften faszinierend fand. Er war Mitglied der

Royal Society geworden, weil er Experte für Mineralien war und Untersuchungen über das Wesen des Feuers anstellte, aber seine Berufung war und blieb die Alchemie. Wie die meisten Alchemisten war er überwiegend Autodidakt, obwohl er heimlich mit anderen Vertretern der Zunft korrespondierte – so vor allem mit seinem früheren Lehrer in Cambridge, Isaac Newton, der inzwischen Präsident der Royal Society geworden war.

Da er keinen männlichen Erben hatte, gab mein Vater all sein Wissen an mich weiter. Nur sehr wenigen Mädchen in der Weltgeschichte seien solche Chancen geboten worden wie mir, sagte er. »Du bist eine leere Flasche, und ich fülle dich, so schnell ich kann. Du bist meine Tochter, und ich werde aus dir mein Ebenbild formen, so als wärst du mein Sohn. Und am Ende eines jeden Tages werde ich deine Fortschritte verzeichnen, damit die Leute später sehen können, wie ich aus dir eine große Alchemistin gemacht habe, größer vielleicht als Maria die Jüdin. Und wenn dir ein Fehler unterläuft, werde ich auch das niederschreiben und versuchen, den Grund für die Schwäche herauszufinden.«

Dieses »Emilie-Notizbuch« war für mich eine Quelle großer Angst. In Selden war das geschriebene Wort heilig. Tinte wurde nach Tropfen bemessen und Papier in einer verschlossenen Schublade aufbewahrt. Ein zu Papier gebrachtes Wort galt als ein kleiner Energieausbruch. Ich hatte Zugang zu den Notizen über Pflanzen, Mineralien und Alchemie, aber nicht zu den Emilie-Notizen, die er schrieb, wenn ich zu Bett gegangen war, und da er sie in einem Versteck verwahrte, das ich nicht kannte, verfolgten sie mich mit ihrer gespenstischen Autorität.

Auf die Welt außerhalb von Selden, beispielsweise auf die Tochter des Schmieds, die auf der anderen Seite des Tores aufwuchs, das unser Anwesen vom Dorf trennte, muss unser Leben ungemein seltsam gewirkt haben. Hätte das Mädchen neugierig den Kopf durch die Gitterstäbe gesteckt, hätte sie ein stilles Haus gesehen, bei dem sich im Laufe der Jahreszeiten lediglich die Rauchmenge veränderte, die aus den Schornsteinen quoll. Ich wusste, dass man im Dorf über uns redete, denn wenn Mrs. Gill mich mit in die Kirche oder auf einen Besuch in die Cottages nahm, starrten uns die Leute an.

Die Kirche war nach St. Edelburga benannt, einer Heiligen, die Bücher so sehr liebte, dass sie eine ganze Abtei als Bildungsstätte für ihre Nichte errichten ließ. Ein Glasfenster in der Seitenkapelle zeigte Edelburga mit schwarzen Augenbrauen, wie ich und, so meine Vermutung, auch meine Mutter sie hatte. Die Kirchenbank der Seldens stand ganz vorn unter der Kanzel, daher hatte ich einen ausgezeichneten Blick auf Kinn und Nasenlöcher von Reverend Gilbert und war geschickt darin, einem Speicheltröpfchenschauer auszuweichen. Nach dem Gottesdienst umklammerten seine feuchten Finger meine Hand, während ich Einwände gegen eine Stelle in seiner Predigt erhob.

Mein Vater und ich glaubten nicht an die Dreifaltigkeit. Nur Gott war Gott, nicht Jesus und auch nicht der Heilige Geist, wohingegen Gilbert das »Drei in Einem« predigte. Unterdessen standen alle anderen um uns herum und lauschten. Damals dachte ich, sie täten es aus Erstaunen über mein großes Wissen. In Wahrheit muss ich ein befremdliches schwarzhaariges, blassgesichtiges Wesen gewesen sein, das zwar viele lange Wörter kannte, aber keinen mädchenhaften Charme besaß. Manchmal machte die Kirche mich traurig, weil mir unweigerlich auffiel, dass die meisten anderen Kinder Mütter hatten. Die Frau des Schmieds drückte sich ein Baby an die Schulter und ein weiteres an die Hüfte, während sie sich mit ihren übrigen Kindern am Rockzipfel den Gang hinunterschob. Wie mochte das sein, so fragte ich mich, eine Mutter zu haben, die sich von dir die Haare flechten ließ, die immer ein Stück Brot in der Tasche hatte für den Fall, dass du hungrig wurdest, die dich vom

sandigen Boden hochhob, wenn du hingefallen warst, die dein tränennasses Gesicht küsste und dich mit ihrer blauen Perlenkette spielen ließ?

Meine eigene Mutter war in einer Ecke des Friedhofs. Manchmal gingen Mrs. Gill und ich zu ihrem Grab. Dank meines Anatomiewissens konnte ich mir die Anordnung ihrer Knochen und die Höhlung ihres Beckens vorstellen, so breit, dass mein Babykopf hindurchgleiten konnte, aber ich kam ihr nicht nah. Ich missbilligte ihr Grab. Alle anderen Seldens lagen unter Steinplatten in der Kirche oder hatten prächtige Gedenktafeln an der Wand. Der Selden, der bei Bosworth gefallen war, hatte sogar ein Grab, auf dem eine Steinskulptur von ihm lag, an der Seite ein Schwert und in der Hand ein Buch. Einige Selden-Frauen hatten kleine ovale Platten auf ihrem Grab, als wären sie nachträglich hinzugefügt worden, aber immerhin waren sie drinnen und vor Regen geschützt. »Warum liegt sie hier draußen?«, fragte ich Mrs. Gill.

»Weiß der Himmel. Ich vermute, weil sie die frische Luft liebte.«
Aber ich wusste, dass es in der Erde keine frische Luft gab. Ich hatte ein paar Hand voll Erde aufgehoben und festgestellt, dass sie nach Keller roch und nach Kohle schmeckte. Ich hatte zugesehen, wie ein dicker Wurm über meine Handfläche kroch. »Hatte sie ein Seidenkleid an, als ihr sie beerdigt habt?«, fragte ich Mrs. Gill.

»Was wäre das für eine Verschwendung gewesen«, sagte sie.
Auf dem Weg nach Hause kamen wir an Leuten aus dem Dorf vorbei, die in Gruppen zusammenstanden und nickten und lächelten. Ich dachte, sie würden mich beneiden. Ich dachte, jedes Mädchen im Dorf würde bestimmt gerne mit mir tauschen und sich mit den gleichen Dingen befassen wie ich: Destillieren und Kalzinieren, die Werke von Maier und Paracelsus und die zwölf Schlüssel des Basilius Valentinus. Wie auch immer, ich war meistens viel zu beschäftigt, viel zu fasziniert von unseren dramatischen Untersuchungen, um der Außenwelt große Beachtung zu schenken. Mein Gesichtsfeld war derart angefüllt mit Büchern und Fermentationen und Hypothesen, dass sich die Zeit, die ich dem Studium der Menschen widmete, auf ihre Anatomie und den Kreislauf ihres Blutes beschränken musste.

Selden Manor war der Tiegel, in dem mein Vater, die Gills und ich zusammenlebten. Jetzt spähe ich mit jener respektvollen Vorsicht, die man mich im Umgang mit jedem brisanten Experiment gelehrt hat, in ihn hinein. Ich suche nach einem Tag, mit dem sich veranschaulichen lässt, wie unser Leben vor 1725 aussah, dem Jahr, das alles veränderte. Und anders als die Tochter des Schmiedes bin ich Expertin im Beobachten. Ich weiß, worauf ich achten muss – Gasblasen, einen Anstieg der Temperatur, eine Veränderung der Struktur –, kleine Hinweise auf einen chemischen Wandel, die besagen, dass sich etwas Bedeutsames ereignet.

Es ist September 1721. Ich bin fünfzehn und mein Vater und ich befinden uns am Anfang unserer Phlogistonphase. Ich wache im Morgengrauen auf, und es riecht im Zimmer nach den aromatisch duftenden Wäldern draußen. Die Kirchturmuhren schlägt sechs, was bedeutet, dass ich spät dran bin. Ich springe aus dem Bett und kauere mich über den Nachtopf. Wir interessieren uns in Selden noch immer sehr für Urin. Gill düngt damit die Kräuterbeete seiner Frau und benutzt es als Befeuchtungsmittel bei der Zementauskleidung alchemistischer Gefäße, die starke Hitze aushalten müssen.

Als Nächstes untersuche ich meinen Körper auf Pockensymptome. Vor einer Woche erzählte mir mein Vater, er habe eine Methode entdeckt, die mich für alle Zeit vor der Krankheit schützen würde. »Ich ppropfe dir den Eiter auf, der von den Pusteln eines Kindes stammt, das an einer sehr milden Form der Pocken erkrankt ist. Du fühlst dich wahrscheinlich unwohl, aber das ist alles. Anschließend bist du für immer gegen die Infektion geschützt. Ich habe letztes Jahr gesehen, wie diese Methode an sechs Strafgefangenen ausprobiert wurde. Jeder von ihnen wurde mit dem Krankheitserreger geimpft, genas und wurde anschließend begnadigt. Ich werde jedem im Dorf, der es wünscht, diese Behandlung anbieten.« Ich musste einen Ärmel hochrollen, dann ritzte er meine Haut mit einer Nadel an und gab aus einem Arzneifläschchen einen Tropfen gelbliche Flüssigkeit auf die Wunde. Mein Arm fühlte sich danach schwer an, aber bis jetzt ist noch nichts Schlimmeres passiert.

Sobald ich mich überzeugt habe, dass ich nicht an Pocken erkrankt bin, ziehe ich mir ein bauschiges Wollkleid über, das Mrs. Gill genäht hat, und binde mir eine Segeltuchschürze um. Nachdem ich meine Haare unter eine Mütze gestopft habe, begeben wir uns in die Küche, wo mein Frühstück auf dem Tisch steht.

Mrs. Gill und ich begrüßen uns wortkarg. Sie hat starre Augen, eine dicke Nase und eine dünne, rosa Haut, die sich straff über Wangen und Stirn spannt. Sie riecht nach Baumwolle, Teig, Schweiß und vor allem nach dem scharfen Geruch aus ihrem Cottage, wo sie Kräuter

fermentiert und Blumen trocknet. Sie ist nicht nur Haushälterin in Selden, sondern auch die Hebamme und Kräuterheilkundige des Dorfes. Ich war nicht sehr erfreut, als mir das zum ersten Mal klar wurde. Ich hatte gedacht, sie würde mir gehören, ihre Hände würden nur für meine Bedürfnisse existieren, um mein Gesicht in der Waschschüssel zu waschen, um mein Essen zu kochen, meinen Nachttopf zu leeren, und ihr Cottage wäre nur dafür da, dass ich dorthin gehen könnte, wenn mein Vater böse oder verreist war. Aber jetzt bin ich alt genug, um mich mit ihrem Doppelleben abzufinden. Außerdem brauche ich sie nicht mehr so sehr.

Der Haushalt läuft noch immer nach dem Herbststundenplan, und ich muss um halb sieben im Labor sein, also gehe ich in meinen leise flüsternden Filzpantoffeln zurück über den gefliesten Korridor zu den stillen Räumen vorne im Haus, den Küchendurchgang entlang, durch die Halle und in die Bibliothek, die ein Vorzimmer zum Labor ist. An der hinteren Wand hängt ein besonders dicker Brokatvorhang vor einer Tür. Dahinter ist ein kleiner Hohlraum, dann kommt wieder eine Tür, die sich nach innen ins Labor öffnet.

Ich trete ein und schließe sie leise. Sonnenlicht strömt durch das Gitterwerk eines über zwei Geschosse reichenden Erkerfensters, und in der Luft tanzt goldener Staub. Jetzt, wo ich wieder hier bin, kommen mir die Stunden, die ich fort war, wie Zeitverschwendung vor. Ich bin am Nabel der Welt, und ich bin begeistert und ängstlich zugleich. Mein Vater sitzt an seinem Schreibtisch, und seine Perücke, ein großes, struppiges Gebilde, hängt bereits an der Rückenlehne seines Stuhls. Sie hilft ihm beim Denken, und er trägt sie, damit er sie sich vom Kopf reißen kann, wenn die Aufregung ihn packt. Er ist dreiundsechzig, aber er hat noch volles silberweißes Haar, über das er sich von Zeit zu Zeit mit der linken Hand streicht. Er nimmt nur wenig Raum ein, doch er brodeln innerlich so heftig, dass sich alles verändert, wenn er nur einen Finger hebt. Ich sehe ihn als die Sonne, und ich bin ein kleiner Planet, der durch die Kraft seines Verstandes an Ort und Stelle gehalten wird. Er schreibt für die Royal Society eine Abhandlung mit dem Titel Das Wesen des Feuers. Niemand auf der Erde weiß, was Feuer ist oder ob es ein Zustand oder eine Substanz ist. Mein Vater steht in Korrespondenz

mit Sir Isaac Newton, der die Ansicht vertritt, Feuer werde durch eine Vibration des ätherischen Mediums in heißen Körpern erzeugt, aber uns gefällt die Erklärung nicht, weil wir sie nicht beweisen können.

Ich setze mich an meinen Schreibtisch, der dicht vor dem meines Vaters steht, und schlage die Schrift auf, die er mir zu lesen gegeben hat: Robert Boyles Nova Experimenta Physico-Mechanica De Vi Aeris Elastica & ejusdem Effectibus. Mir sind Boyles Untersuchungen über das Vakuum und seine Luftanalysen bereits bekannt, aber die Wiederholung macht mir nichts aus, da mich alles fasziniert, was mit Luft und Feuer zu tun hat.

Während ich lese, bekomme ich mit, was sonst noch im Labor passiert. Ich höre das Ticken unserer drei Uhren – wir messen alles ganz genau, auch die Zeit – und das Geraschel von Mäusen in ihren Käfigen. Mein Vater atmet schwer, vor allem, wenn er Luft holt, und seine Schreibfeder quietscht. Ich rieche alte Wolle und Tabak. Hinter ihm erstreckt sich der Raum voll mit den Dingen, die mir genauso vertraut sind wie meine Hände.

Ein Selden, der eine Vorliebe fürs Beten hatte – sehr ungewöhnlich für unsere Familie –, hat diesen Raum Ende des fünfzehnten Jahrhunderts als Kapelle erbaut, doch sein Sohn hatte andere Pläne und ließ die Wände und Decken herausreißen, um ein Labor einzurichten.

Es gibt jede Menge Ablenkung für mich, große und kleine Öfen, Arbeitstische, Regale, Fässer, Bottiche, Kisten, ein Globus, Barometer, Waagen, diverse Blasebälge und Gefäße in allen möglichen Formen, Retorten, Destillierkolben und Tiegel.

Manche dieser Dinge benutzen wir jeden Tag, andere sind ebenso selten wie kostbar und werden nur in den fortgeschrittenen Phasen der Alchemie eingesetzt.

Das neueste Mitglied unserer kleinen Menagerie ist eine Schleihereule, die Gill auf dem Dachboden gefunden hat. Sie war gegen den Fensterrahmen geflogen und hatte sich die Flügel verletzt. Gill meint, sie gehört zu dem Pärchen, das im Kirchturm nistet. Wir behalten sie im Labor, bis sie wieder gesund ist, damit wir ihre Gewohnheiten studieren können, worüber die Mäuse gar nicht glücklich sind, weil wir sie nacheinander an die Eule verfüttern. Sie scheint zu schlafen.

Ich lese ein wenig weiter über Boyles Korpuskulartheorie der Materie. Boyle testete mit Hilfe seiner Vakuumpumpe, ob es eine Substanz namens Äther gibt, die die Räume zwischen den Luftkorpuskeln füllt, wie sie Monsieur Descartes erstmals beschrieb.

Die Eule hat ihre schwarzen Augen geöffnet. Sie starrt mich an. Ich starre zurück.

»Emilie.« Ich zucke zusammen. »Wiederhole die Zeile, die du soeben gelesen hast.«

Ich kann es nicht. Ich war im Blick der Eule versunken.

»Deine Konzentration lässt stark zu wünschen übrig. Woran liegt das?«

»Die Eule, vermute ich.«

»Mit fünf warst du lerneifriger. Du wirst nachlässig.«

»Nachlässig, Vater?«

»Ich werde in dem Buch einen Vermerk machen.«

Die Uhren schlagen die halbe Stunde. Er drückt eine Löschwiege auf das beschriebene Blatt, nimmt die Brille ab und setzt die Perücke auf, die sein Gesicht schrumpfen lässt, bis es nur noch aus Nase und funkelnden Augen besteht. »Gill meint, wir sollten die Eule freilassen«, sagt er. »Wir bringen sie nach dem Abendessen hinauf aufs Dach.«

Er hat mir beigebracht, dass es falsch ist, Gefühle für ein Tier zu entwickeln, deshalb sage ich nichts. Die Eule hält ihre Augen geschlossen.

»Phlogiston«, sagt er. »Neue Überschrift, Emilie. Heute wiederholen wir Mayows Experiment mit Gasen, wie er es im Tractatus Medico-Physico beschrieben hat.« Seine Stimme, wie alles an ihm, ist dünn geworden. Ich springe rasch auf und mache mich an die Arbeit, obwohl ich wegen der Eule noch gekränkt bin.

Im Labor sind wir immer irgendwo anders hin unterwegs, und ich bemühe mich nach Kräften mitzuhalten. Meine Nerven sind angespannt. Ich muss nicht nur all das begreifen, was mein Vater mich lehrt, sondern ich muss auch mit unseren neuen Experimenten Schritt halten. Ich muss vorausahnen, vorhersehen und Hypothesen aufstellen. Alchemie nimmt weniger als sechs Monate im Jahr in Anspruch, und die übrige Zeit halten wir uns bei unserer Arbeit streng an die experimentelle Methode von Sir Isaac Newton. Ich darf nichts kaputtmachen. Ich darf nichts

Dummes sagen. Ich darf nicht vergessen, was mir bereits beigebracht wurde. Vor allem darf ich nicht weinen. Wenn ich irgendetwas davon tue, wird mein Vater wütend und spricht nicht mehr mit mir. Je nach Schwere des Verstoßes kann das Schweigen Stunden oder gar Tage dauern, und dann sitzt er an seinem Schreibtisch, die Fingerspitzen der linken Hand an die Stirn gelegt, bis er irgendwann zur Feder greift und in das Notizbuch schreibt, was ich getan habe.

Er ist gerade erst von seinem jährlichen Besuch in London zurück. Jedes Jahr fährt er für vier Wochen dorthin, kauft die neuesten Bücher und Laborutensilien und geht in die Royal Society, wo er als ausgezeichnete Gelehrter gilt und Vorträge hält oder sich anhört. Im Augenblick ist er voller Neuigkeiten, nicht nur was die Pockenimpfung betrifft, sondern auch wegen eines Bayern namens Georg Stahl und wegen Phlogiston. Dank Stahl müssen wir nun alle unsere Experimente über das Wesen des Feuers neu durchführen, um zu sehen, ob die Phlogistontheorie stimmt.

Wir hängen eine kleine Schale mit Kampfer über einer brennenden Kerze auf, die in einem Behälter mit Wasser steht, und stülpen eine Ballonflasche darüber. Mittels eines Siphons sauge ich die Luft aus dem Innern des Ballons, bis der Wasserstand innen und außen gleich hoch ist, dann entferne ich vorsichtig den Siphonschlauch. Wie wir erwarten, brennt die Kerze noch eine Weile weiter, dann flackert sie und erlischt. Der Wasserstand in der Flasche steigt. Stahl behauptet, die Kerze geht aus, weil die Luft phlogistiziert wird, angefüllt mit der Substanz Phlogiston – vom griechischen phlogistós, verbrannt –, das durch das brennende Wachs freigesetzt wurde.

Dann trage ich die Experimentanordnung ans Fenster und versuche, den Kampfer mit einem Vergrößerungsglas, das die Sonnenstrahlen bündelt, zu entzünden. Er brennt nicht, weil laut Stahl die Luft in dem Glas bereits voller Phlogiston ist. Mein Vater umklammert den Arbeitstisch. Die neue Feuertheorie hat ihn aufgewühlt, und er macht leise knallende Geräusche mit den Lippen. Seine Hände stecken in den Ärmeln seines Leibrocks, der aus dickem, dunkelgrauem Kammgarnstoff ist und an den Ellbogen und am Gesäß glänzt. Er hat einen tiefen Kragen und hängt ihm vorn bis unter die Knie und hinten fast bis zum Boden.

Darunter trägt er eine Weste, ein Hemd und eine Kniehose, alles in den Farben zwischen Braun und Grau. Sein Mund ist nach innen gezogen, die Unterlippe für alle Zeit unter der Oberlippe versteckt – Folge der unzähligen Pfeifen, die er geraucht hat – und seine Augen sind auf die Kerze gerichtet.

Mein Vater sagt: »Ich glaube, die Phlogistontheorie könnte durchaus zur Erklärung beitragen, wie sich Metalle verhalten, wenn sie erhitzt oder verbrannt werden. Als Nächstes probieren wir dasselbe Experiment an Eisen und Blei aus. Mach eine Liste.« Er zieht sich die Perücke vom Kopf, wirft sie auf den Tisch und setzt sie sich wieder auf. Ich notiere, was er diktiert, aber ganz glücklich bin ich mit der Phlogistonidee nicht. Ich glaube, die Ergebnisse unseres Experiments stützen Stahls Theorie bis zu einem gewissen Grad, beweisen sie aber nicht. Ich wünschte, wir könnten die Luft in dem Glas einfangen und weitere Experimente durchführen, um zu sehen, inwieweit sie sich qualitativ von der, wie Stahl sagen würde, dephlogistizierten Luft um uns herum unterscheidet, aber ich sage meinem Vater nichts davon. Ich tue, was er verlangt, und nach einer Weile werde ich innerlich wieder ruhig. Ich mag es, wenn die Tinte von meiner Feder fließt, ich mag den Geruch nach Schwefel und Kampfer, staubiger Perücke und Tabak, und ich mag die Befriedigung, wenn ein Experiment so abläuft wie vorhergesagt. Aus den Augenwinkeln bemerke ich, dass die Hände meines Vaters stärker denn je zittern und dass nach einer Weile seine Knie nachgeben und er sich auf einen Hocker setzt. Um ein Uhr gehe ich zurück in die Küche, um zu essen. Mein Vater isst allein im Speisesaal und ruht sich dann aus, während ich lerne.

Am späten Nachmittag gehen wir nach draußen, um etwas über die Welt der Natur zu lernen. Mein Vater trägt einen Dreispitz, den er sich fest auf die Perücke gepresst hat, und einen bodenlangen Umhang, der das Gras flach drückt. Wir haben beide feste Schuhe an, die uns aus Buckingham geschickt wurden, und ich trage einen Lederbeutel und ein Glas mit Korkstopfen für den Fall, dass wir etwas Interessantes finden. Sein Stock hat einen schlichten Messinggriff, und er schwenkt ihn vor sich, als müsse er die Luft beiseite schieben. Er geht zu langsam für mich, und ich zügele mich, um einen Schritt hinter ihm zu bleiben. Wir haben angefangen, winzige Organismen zu sammeln und zu klassifizieren – Lebewesen, die man nur durch die Linse unseres neuesten Mikroskops sehen kann, eines so kostbaren Apparates, dass ich mich nicht mal traue, ihn auch nur mit einem Augenlid zu berühren. Wir kommen zu einem runden Teich innerhalb eines feuchten Kreises aus Bäumen, und ich nehme eine Probe. Ein durchsichtiger Krebs macht sich ganz klein in dem schlammigen Wasser. »Chirocephalus«, sage ich. Das Wasser vibriert, als mein Vater das Glas hält. »Sag, Emilie, was werden wir sehen, wenn wir dieses Geschöpf unter die Linse legen?« Aber auf einmal ist es mir gleichgültig. Ich denke an die Stunden, in denen ich den armseligen kleinen Krebs zeichnen und etikettieren muss, und würde das Glas am liebsten gegen einen Stein schmettern. Ich sehe, wie sich das kleine Wesen am Glas festklammert, und glaube, ein Auge erkennen zu können, wie ein winziger Rußfleck.

»Es tut mir leid, Vater.« Ich reibe mir mit einer Hand über den Bauch. »Ich glaube, ich ... ich muss mal.« Er bedenkt mich mit einem kalten Blick und wendet sich ab. Zwischen uns herrscht stillschweigendes Einvernehmen darüber, dass mein wachsender weiblicher Körper Funktionen hat, über die ich mit ihm nicht sprechen soll und die ihm, wie ich weiß, missfallen.

Ich renne, breche durch das Gehölz bis zu der Eiche, auf die zu klettern Gill mir beigebracht hat. Ich raffe meine Röcke und klettere den Baum hinauf, als wäre er eine Leiter, setze mich rittlings auf einen Ast und schaue zu, wie die Blätter sich über mir heben und senken. Jedes

einzelne ist mit dem Schatten eines anderen betupft. Ein Streifen Sonnenlicht wärmt mir das Handgelenk, und ich denke über Hitze nach. Ist sie ein Zustand oder eine Substanz? Wie wird sie von einem Objekt, der Sonne, an ein anderes, meinen Arm, weitergegeben?

Der Wind lässt die Blätter rascheln. In der Luft ist Bewegung. Die Luft bewegt sich. Luft ist kein Zustand, sondern eine Substanz.

Das Blut, das durch meine Adern strömt, rauscht mir in den Ohren. Ich werde ruhig. Ich gehöre zu dem Baum, zu den grünen Wäldern von Selden, zu dem sich drehenden Planeten auf seiner elliptischen Reise um die Sonne. Ich bin Emilie, Teil des Plans. Doch während ich noch im Baum schwanke, muss ich an den kleinen Krebs denken und daran, dass mein Vater mein Wissen und jede Bewegung meines Tages kontrolliert. Ich möchte viel mehr wissen, als er mir je erzählen wird. Jedes Jahr bettele ich, dass er mich mit nach London nimmt, damit ich mehr Musik hören kann als die falschen Akkorde von der Kirchenorgel und das dünne Gepiepse der fahrenden Sänger auf dem Jahrmarkt. Ich möchte wissen, wie die Menschen in anderen Welten als meiner aussehen, aber er will sie mir nicht zeigen. Und vor allen Dingen möchte ich mehr über jene andere Frau erfahren, meine Mutter, die geblutet hat und Brüste hatte und weiche Schenkelinnenseiten wie ich. Bestimmt würde sie die Sehnsüchte und Schwierigkeiten verstehen, die damit einhergehen, ich zu sein. Je älter ich werde, desto mehr sehne ich mich danach, sie zu sehen. Nur ein kurzer Blick auf ihr Gesicht, ein Rascheln ihrer Röcke oder ein Flüstern ihrer Stimme würde mir schon reichen. Es genügt mir nicht mehr, von ihr zu träumen. Aber wenn ich meinen Vater nach ihr frage, dreht er den Kopf weg, und das Gespräch ist beendet.

Als mein Vater und ich beim Kaminfeuer in der Bibliothek zu Abend essen, ist die nachmittägliche Pein vergessen. Danach knie ich mich neben seinen Sessel, um ihm die Pfeife zu stopfen. Er nimmt einen Lederbeutel aus seiner Tasche und reicht ihn mir – das Leder, noch warm, ist alt und kreuz und quer mit Falten durchzogen wie seine Haut, aber der Tabak darin ist feucht und duftet. Ich zupfe ein paar Stränge heraus und stopfe sie in den Pfeifenkopf.

»Nun, Emilie.«

»Nun, Vater, ich habe über die Phlogistontheorie nachgedacht, und zwar im Lichte von Boyles Untersuchungen und den Experimenten, die wir heute gemacht haben.«

Seine Augen werden warm. Die kleinen Atemstöße, die er durch die Nase ausschneift, sind seine stärkste Annäherung an ein Lachen. Ich darf keinen Krümel Tabak vergeuden, daher lasse ich mir mit der Pfeife Zeit. »Einerseits ist Stahls Theorie wunderbar einfach, weil sie es uns erlaubt, die alte Ansicht zu akzeptieren, dass Luft ein fester Zustand, eine Konstante ist. Unser Experiment hat Stahls Theorie gestützt. Das Kerzenwachs hat während der Verbrennung Phlogiston freigesetzt, bis die Luft nichts mehr aufnehmen konnte. Später, als wir ein Stück Kampfer entzünden wollten, gelang uns das nicht, obwohl wir wissen, dass der Kampfer außerhalb der Flasche Feuer gefangen hätte, weil Kampfer leicht entzündbar ist oder, wie Stahl sagen würde, reich an Phlogiston.«

Er wendet den Blick nicht von meinem Gesicht, während ich ein Holzstückchen im Kamin anzünde, ihm seine Pfeife reiche und zusehe, wie er pafft, bis der Tabak glimmt.

»Aber ich bin noch nicht gewillt, Mayow und Boyle gänzlich außer Acht zu lassen. Mayow sagt, die Flamme geht aus, weil Luftsalpeterpartikel aus der Luft verbraucht werden – was Boyle Äther nennen würde –, und obwohl in der Flasche noch reichlich Luft vorhanden ist, sind diese Teilchen für die Verbrennung unerlässlich.«

»Auch Sir Isaac Newton vertritt diese Ansicht«, wirft mein Vater ein. Er tupft mit dem Pfeifenstiel auf seine Lippen und bläst einen perfekten

Rauchring, ein eindeutiges Zeichen von Zufriedenheit.

»Ich bin nicht von Stahls Theorie überzeugt, so schlicht sie auch ist. Klar ist, sie kann nur stimmen, wenn Substanzen das Phlogistongewicht während der Verbrennung verlieren. Aber wir wissen, dass Metalle an Gewicht zunehmen, wenn sie verbrannt werden.«

Er nickt und stößt dezent auf – er diskutiert gern, solange die Argumente Hand und Fuß haben und zu einem weiteren Experiment führen.

»Und wenn die Luft phlogistiziert wurde, warum ist dann der Wasserstand in der Flasche gestiegen?«, frage ich.

»Wir werden morgen früh all diese Fragen notieren, und wir werden nicht ruhen, bis wir die Antwort darauf gefunden haben.«

Die Uhr schlägt neun. Es ist Zeit, die Eule freizulassen, also schleiche ich ins Labor, um den Käfig zu holen. Ich bin es nicht gewohnt, abends allein hier zu sein, und ich rieche altes Holz, alte Mineralien, alte Chemikalien. Alt ist in Selden der Normalzustand der Dinge. Der Vogel ist hellwach, und die riesigen Augen in dem weißen Gesicht wirken unheimlich. Mrs. Gill sagt, Schleiereulen sind Vögel, die Böses verheißen, aber mein Vater und ich schenken solchem Aberglauben keine Beachtung.

Als ich den Käfig anhebe, packt die Eule die Stange, auf der sie hockt, fester mit den Krallen. Mein Vater und ich betrachten sie ein letztes Mal.

»Sie ist eine Tötungsmaschine«, sagt er, »vortrefflich für diese Aufgabe geeignet, weil sie von oben zuschlägt, im Dunkeln.«

Und doch sieht ihr Gefieder so weich aus, dass ich am liebsten die Hände darin vergraben würde. In der vollkommenen Symmetrie der Eule, dem vollkommenen gebogenen Schnabel und den Klauen, dem vollkommenen herzförmigen Gesicht kann ich ohne weiteres die Hand Gottes erkennen.

Wir bringen sie durchs Haus nach oben. Ich darf den Käfig tragen. Mein Vater leuchtet den Weg, und Gill folgt in einigem Abstand. Er kommt mir in letzter Zeit nicht mehr zu nahe. Gill ist der alchemistische Assistent meines Vaters und für die körperlich schweren Aufgaben zuständig wie das Feuer im Ofen schüren und Kisten mit Mineralien schleppen. Wenn er im Labor nicht gebraucht wird, soll er sich

eigentlich als Verwalter um die Ländereien kümmern, aber ich habe nie erlebt, dass er außer Hörweite geht. Er ist allgegenwärtig. Die Eule bewegt sich unruhig auf der Stange und dreht den Kopf von einer Seite zur anderen. Ich fürchte, dass sie plötzlich in Panik geraten und sich gegen die Gitterstäbe werfen könnte, aber sie scheint ruhig zu sein. Oben an der großen Treppe biegen wir nach rechts zu den Gemächern, die für Queen Elizabeth gedacht waren, aber sie hat Selden dann doch nie besucht. Auf der anderen Seite des Queen-Zimmers gelangen wir durch eine niedrige Tür in den ältesten Flügel, wo die Dielenbretter knarren und selbst meine schmalen Röcke die Wände streifen. Über eine Wendeltreppe erreichen wir den zweiten Stock, und jetzt stehen wir vor dem Zimmer, in dem meine Mutter gestorben ist und ich geboren wurde. Mein Herz schlägt schneller. Das tut es immer. Ihre Tür ist sehr niedrig und besteht aus Eichenbrettern.

Mein Vater übergibt Gill die Laterne, und wir steigen noch eine Treppe höher hinauf aufs Dach. Ein Windstoß fasst die Rockschoße meines Vaters und fegt durch den Windschacht, den wir letztes Jahr für unsere meteorologischen Studien aufgebaut haben. Der Abend ist mild und schön, und über meiner Eiche im Wald schwebt eine Mondsichel. Die Eule plustert sich auf, und ihre Augen sind schwärzer denn je. Gill tritt hinter uns und bleibt mit verschränkten Armen stehen.

Der Käfig ist mit zwölf Haken an seinem Boden befestigt, und ich löse sie behutsam einen nach dem anderen, bis die Eule frei ist. Sie rührt sich nicht von der Stelle, obwohl keine Gitterstäbe mehr zwischen ihr und dem Abendhimmel sind.

Mein Vater flüstert: »Sie wartet, bis ihre Augen sich an die Dunkelheit und die Entfernungen gewöhnt haben, die sie zurücklegen muss. Du weißt ja, was Georg Bartisch über die Eigenschaften der Pupille sagt.«

»Ich wünschte, wir müssten sie nicht freilassen«, sage ich.

Ich rechne mit einer barschen Erwiderung von ihm, aber stattdessen schiebt er eine Hand unter meinen Arm und hält mein Handgelenk. Das hat er noch nie getan, und ich bin absolut still, damit er die Hand nicht wieder wegnimmt. Seine Berührung erfüllt mich mit Freude und verleiht mir das Gefühl von Stärke, während meine Röcke nach hinten geweht werden und der Wald zu meinen Füßen Richtung Fluss verschwindet,

der sich auf seinem Weg nach London durch unser Land schlängelt. Der Vogel hebt plötzlich die Flügel und lässt sie wieder sinken. Die Hand meines Vaters zittert an meinem Arm, und er hält seinen Stock umklammert. Und dann, als eine jähe Böe über die Brüstung fegt, schwingt sich die Eule auf. Gerade noch saß sie reglos da, und jetzt fliegt sie davon, und ihre schlagenden Flügel sind wie die Seiten eines großen Buches. Eine kurze Weile verfolge ich sie mit den Augen, doch dann ist sie fort.

Mein Vater nimmt seine Hand weg. Ich küsse seine knöchigen Finger und ermahne ihn, nicht bis spät in die Nacht in seinem Notizbuch zu schreiben, dann zünde ich an Gills Lampe eine Kerze an und schreite durch das stille Haus am Zimmer meiner Mutter vorbei. Zum ersten Mal bleibe ich nicht vor ihrer Tür stehen, weil ich zu glücklich bin.

Ich gehe in mein Schlafgemach, ziehe meine Oberkleider aus und lege mich ins Bett. Kurz darauf schaut Mrs. Gill herein, um nachzusehen, ob ich das Licht gelöscht habe.

Ich liege im Dunkeln. Am Ende eines Tages geht es in meinem Kopf zu wie in einem Bienenstock. Ich besuche verschiedene Zellen und sortiere neue Erkenntnisse, sichte die Phlogistontheorie und räume sie weg. Ich habe zwar noch keine Pockensymptome, aber die Aufpfropfung ist ja erst acht Tage her. Ich muss an die Hand meines Vaters um meinen Arm denken, und ich lächele.

KAPITEL ZWEI

Eine Rauchwolke

1

Ende November 1724 trat Reverend Gilbert vor seinen Schöpfer – oder seine Schöpfer, wie er meinte –, und bereits zu Beginn des neuen Jahres hatte mein Vater einen neuen Pfarrer ernannt, einen gewissen Thomas Shales, der zuvor in Middlesex tätig war. Dieser Shales war Mitglied der Royal Society und hatte ein Buch mit dem Titel Die Eigenschaften von Pflanzen und Luft veröffentlicht, das wir mit Begeisterung gelesen hatten. Er und mein Vater waren gemeinsam Zeugen des Experiments gewesen, bei dem Strafgefangenen Pockeneiter aufgepfropft wurde, und sie korrespondierten auch über das Thema Phlogiston. Beide waren sie Schüler von Sir Isaac Newton, daher war es keine große Überraschung, dass mein Vater sich für Shales entschied.

Das Wunderkind traf bald darauf ein und machte meinem Vater seine Aufwartung. Ich war furchtbar aufgeregt und brannte darauf, ihn kennen zu lernen, doch stattdessen wurde mir aufgetragen, eine längere wissenschaftliche Arbeit von Paracelsus zu studieren und im Labor zu bleiben.

Am folgenden Sonntag gingen Mrs. Gill und ich in die Kirche, wo die Bänke ungewöhnlich voll waren und Schneeglöckchen den Altarraum schmückten. Als der gebrechliche Organist seine ersten misstönenden Akkorde anschlug, öffnete sich die Sakristeitür, und ich sah, wie der neue Pfarrer den Kopf einzog, um sich nicht am Türsturz zu stoßen. Die erste Überraschung war also seine Größe, die zweite seine Jugend. Ich schätzte ihn auf noch keine dreißig. Er trug eine frisch gestärkte Alba, und seine ordentlich gekämmte Perücke umrahmte ein hageres, ernstes Gesicht. Er sprach mit fester Stimme, und er redete Gott an wie einen getreuen Freund, ganz anders als der klagende Tonfall, den wir von Reverend Gilbert gewohnt waren.

Für die Predigt stieg er nicht auf die Kanzel, sondern blieb ganz in meiner Nähe unter dem Altarbogen stehen. Ich konnte die Augen nicht von seinem Gesicht wenden, das aus ungewöhnlichen Ebenen und Winkeln bestand. Die Stirn überragte tief liegende Augen, die Kieferpartie war ausgeprägt, und die zusammengepressten Lippen bildeten eine entschlossene Linie. Ohne in Notizen zu blicken, sprach er über seine Freude, nun in Selden zu sein, und er schwärmte von den Wäldern und den sanften Hügeln. Es habe bereits eine Verbindung zwischen ihm und Selden bestanden, sagte er, denn seine vorherige Gemeinde habe auch an der Themse gelegen, wenn auch näher an London. Als er ganz am Ende der Predigt lächelte, lösten sich die harten Linien in seinem Gesicht auf, und er blickte mich direkt an. Ich war ganz begeistert darüber, dass er ausgerechnet mich ausgeguckt hatte, aber danach fiel mir auf, wie freudlos seine Augen waren, wenn er kurz schweigend nachdachte, und einmal lehnte er sich gegen die Wand, als fürchtete er zu fallen.

Reverend Shales faszinierte mich dermaßen, dass ich völlig verblüfft war, als der Gottesdienst auf einmal zu Ende war. Die vergangene Stunde hatte mich verändert. Ich war spürbar wacher, und meine Haut prickelte. Ich war in Sorge, weil man mir nie beigebracht hatte, einen ordentlichen Knicks zu machen, und ich mich blamieren würde, wenn ich dem Reverend vor der Kirche vorgestellt würde. Doch er lächelte mich offen und warmherzig an, hielt meine Hand einen Augenblick fest und sagte, er habe von meinem Vater erstaunliche Dinge über mich gehört. Meine Wangen wurden heiß, weil ich keine Ahnung hatte, wie man auf ein Kompliment reagierte, und ich eilte davon, von der bangen Frage erfüllt, wie ich mich bei unserer nächsten Begegnung verhalten sollte.